

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 23.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen rollte ein eleganter Wagen in den Hof der Falkenburg; die Diener sprangen herbei und umdrängten den Kutschenschlag, um dem Besuche beim Aussteigen behülflich zu sein. Aber sichtlich verminderte sich ihre Zahl, als aus dem Wagen eine Gestalt sich löste, die zwar in den modernsten Anzug gekleidet war, doch auf den ersten Blick die nichtaristokratische Abkunft erkennen ließ. Die Nasen rümpften und die Gesichter verlängerten sich, und wäre der Kutscher nicht abgesprungen, und hätte er nicht selbst seinem Herrn Hilfe beim Aussteigen geleistet, dann hätte dieser allein aussteigen müssen.

Der Fremde, ein älterer Mann mit grauem Bart und sehr beweglichen Augen, die ziemlich verächtlich auf die gassenden Diener blickten, fragte nach dem Grafen. Erlaucht seien zwar zu Haus, aber kaum vor einer Stunde zu sprechen, hieß es, und diese Antwort wurde mit kaum verhaltenem Grinsen ertheilt. Niemand traf Anstalten, den Gast anzumelden oder ihn in's Empfangszimmer zu führen.

„Gehen Sie zum Grafen, Herr Kammerdiener,“ wandte sich der Fremde an einen Mann, die Hände in den Taschen, in der Thür stand und ihn noch gar nicht bemerkt zu haben schien. „Gehen Sie zum Grafen,“ wiederholte er, „und melden Sie den Franz Silberberg an. Sagen Sie ihm, daß ich ihn sofort sprechen müßte — kann er mich nicht binnen zehn Minuten empfangen, dann würde ich wieder abreisen, und er müßte sich in meine Wohnung bemühen. Gehen Sie, sagen Sie ihm das! Ich habe weder Lust noch Zeit, hier länger zuzubringen.“

Der Kammerdiener schien wenig Neigung zu haben, diesen Auftrag auszuführen; als er aber sah, daß der Fremde seine goldene Uhr herauszog und mit seiner Drohung Ernst zu machen schien, bequeme er sich, ihn anzumelden. Nach wenigen Augenblicken schon kehrte er zurück und sagte mit höflicher Verbeugung:

„Herr Silberberg, Erlaucht läßt Sie bitten, sogleich zu ihm zu kommen!“

Die Diener schüttelten bei dieser Antwort bedenklich die Köpfe. Wie oft hatten sie den Grafen und seinen Sohn auf diesen Wucherer schimpfen hören, und nun dieser Empfang!

Der Graf kam Silberberg schon in der Thür entgegen.

„Kommen Sie, kommen Sie, Herr Silberberg,“ sagte er. „Immer pünktlich! Sie haben gewiß noch nicht gefrühstückt — geschwind für Herrn Silberberg ein Frühstück!“ rief er dem Kammerdiener zu; „und als Einleitung eine Flasche Tokayer und zwei Gläser!“

Der Kammerdiener verschwand. Silberberg mußte auf dem Sopha Platz nehmen.

„Ich hörte, Sie seien mit großen gemeinnützigen Unternehmungen beschäftigt,“ sagte der Graf.

„Habe mich leider wieder dazu bestimmen lassen,“ antwortete Silberberg etwas verdrießlich. „Hätte schon an der einen Baumwoll-Fabrik genug gehabt und nun noch die zweite!“

„Verstehen sich auf's Geschäft, Herr Silberberg, wie kein Anderer,“ jagte der Graf mit boshaftem Lächeln. „Ich denke dabei namentlich an die Spinnfabriken.“

„Was wollen Erlaucht!“ antwortete Silberberg etwas geschmeichelt. „Die Regierung nahm die Einführung der Spinnmaschinen sehr wohlgefällig auf; gab es doch besseres Garn und bessere Leinwand! Hinterher hat man über mich geschimpft und gesagt, ich hätte der Spinnerei den Todesstoß versetzt. Aber was kümmern mich die Spinner! Mag die Regierung doch sehen, daß sie ihnen Arbeit schafft, dafür ist sie ja da. Oder bin ich etwa dazu verpflichtet?“

Die Antwort des Grafen wurde durch den Eintritt des Kammerdieners unterbrochen, der zwei Flaschen brachte und einschenkte.

Mit Kennerblicken betrachtete Silberberg den Wein, schlürpfend nahm er einen kleinen Schluck.

„Ein feines Weinchen, Erlaucht,“ sagte er. „In dieser Qualität läßt er sich in der Stadt nicht aufreiben.“

„Beziehe ihn direkt,“ antwortete der Graf.

„Wöchte es auch thun, aber woher das Geld nehmen und nicht fehlen?“

„Können doch nicht klagen, Herr Silberberg. Was haben Sie bloß an dem Handel mit dem Maschinengarn im Auslande verdient! Man spricht von fabelhaften Summen.“

„Es wird Alles übertrieben, Erlaucht. Der Verdienst war kaum der Rede werth.“

„Schaden haben Sie jedenfalls nicht gehabt; den haben höchstens die Spinner davongetragen und die Weber.“

„Immer die Spinner und die Weber!“ sagte Silberberg ungeduldig. „Wissen Erlaucht, was man in der Stadt sagt?“

„Es sind doch ganz herzlose Menschen, diese Aristokraten. Leben in Sauss und Brauss und lassen die armen Bauern verhungern.“ Ich frage die dummen Schwäger: wo steht denn, daß die Aristokraten sie füttern müssen. Zeigt mir einen Artikel, einen Paragraphen, in dem das steht, und ich werde sagen, daß ihr Recht habt.“

Der Graf lachte.

„Und was ist's mit dem Garnhandel in's Ausland?“ fuhr Silberberg fort. „Sollte ich meine Maschinen stillstehen lassen? Ein Geschäftsmann soll Alles berechnen und in Betracht ziehen. Burden wir nicht überschwemmt mit Leinwand aus dem Auslande? Unser Industriebezirk umfaßt nicht bloß Schlesien, sondern auch Böhmen und Oesterreich und Polen. Ist es etwas Unnatürliches, wenn ich mit meinem Garn in's Ausland gehe?“

„Schlugen so zwei Fliegen mit einer Klappe, Pfliffitus! Erst machten Sie ein Geschäft am Garn, dann an der Leinwand selbst. Begreife es wohl, daß Sie bei unseren Webern und Spinnern schlecht angeschrieben sind; mußten ja zuletzt von ausländischer Konkurrenz, die Ihr billiges Garn unterstützte, erdrückt werden, Preise gingen in Folge Ihres Handels mit dem Auslande sehr herunter, Noth wurde zusehends größer.“

„Aber, Erlaucht, haben Sie Schaden erlitten? Haben Sie weniger Kartoffeln verkauft? Sie sind Alles los geworden und selbst die Viehkartoffeln haben Sie für schweres Geld absetzen können. Ist das Holz nicht im Preise gestiegen? Wo ein bißchen Hungersnoth ist, da profitiren die Landwirthe am meisten.“

Der Graf wußte darauf nichts zu erwidern. „Trotz Spinnfabriken kauften doch noch eine große Menge Handgarn, viele Tausend Stücke — legte man schlecht aus.“

„Ist das nicht ein Verdienst, Erlaucht? — Ich frage Sie, ist das nicht ein Verdienst? Haben nicht Tausende von Menschen ihr Brod dabei gefunden?“

„Herr Silberberg!“ „Und Ihr Verdienst?“

„Der Mensch muß doch leben, Erlaucht; er muß was verdienen. Kann ich etwas dafür, wenn die Leute in's Blaue hinein arbeiteten und mich zuletzt mit Handgarn beinahe begraben hätten? Meine Maschinen arbeiteten viel billiger, da konnte ich die alten Preise nicht mehr zahlen. Wäre ja eine Versündigung gegen meine Kinder gewesen. Gott sei's geklagt, was die Kinder jetzt alles brauchen. Was ist das für eine Zeit geworden!“

„Aber warum haben Sie denn eigentlich das Handgarn gekauft?“

„Im Anfange war große Abneigung gegen Maschinengarn, da verkaufte ich Handgarn und dazwischen Maschinengarn, und als man zwischen beiden zu unterscheiden begann, verkaufte ich nur Maschinengarn, und das viel billiger als das Handgarn. Wäre ja ein Esel gewesen, wenn ich noch hätte Handgarn kaufen wollen! Mißt man nicht auf dem Lande die Milch und das Getreide und gibt zuerst beliebtere Sorten, später aber schlechtere? Haben Erlaucht nicht auch Kartoffeln gemischt? Und wie macht man es mit dem Flachs? Oben sehen die Kloben wunderschön aus, aber was steckt dahinter? — Daß Gott erbarm!“

„Ihr Einwand trifft nicht zu, Herr Silberberg. Doch lassen wir das ruhen und kommen wir zu unserm Geschäft. Haben Sie Geld mitgebracht?“

„Ich nehme nie Geld mit, Erlaucht. Kommt unser Geschäft zu Stande, dann steht es Ihnen zu jeder Stunde zur Verfügung. Die Summe, die Sie haben wollen, ist groß, Erlaucht, und ich hatte bestimmt darauf gerechnet, von Ihnen eine Zahlung zu erhalten. Die Wechsel sind schon so oft prolongirt.“

„Doch nie zu Ihrem Schaden, Herr Silberberg. Mein Gut bietet Ihnen ja zehnfache Sicherheit.“

Silberberg verzog das Gesicht.

„Wollen wir ein Geschäft machen, Erlaucht, dann bleiben wir frei von Ausschmückung. Sie sollen die zehntausend Thaler

noch haben, Erlaucht, aber erst muß ich die Papiere einsehen, um mich von der Größe des Gutes zu überzeugen.“

„Das Hypothekenbuch wird erst regulirt,“ antwortete der Graf unwillig. „Der Wald ist allein zwanzigtausend Thaler werth.“

„Mag sein, Erlaucht, mag sein. Aber ein Geschäftsmann muß sicher gehen. Sie sollen, wie gesagt, das Geld haben und dafür die Hypothek geben, so daß ich auch für meine alten Forderungen und die an Ihren Sohn gedeckt werde. Erste Hypothek natürlich.“

„Was ist Ihnen mein Sohn schuldig?“ frug der Graf, während sich sein Gesicht versinsterte.

„In den zwei Jahren sind es auch an zehntausend Thaler geworden.“

„Die bezahle ich nimmermehr! Das ist ja entsetzlich viel!“

„Sie sollen nur Hypothek geben.“

„Auch das thue ich nicht. Mag mein Sohn sehen, wie er seine Schulden los wird. Immer und immer bezahlen — das geht über meine Kräfte.“

„Dann kann ich auch Erlaucht das Geld nicht geben.“ — Silberberg stand auf.

„Bleiben Sie!“ sagte der Graf. „Sie müssen Ihren Anspruch an meinen Sohn ermäßigen. Er war noch nicht majorenn.“

„Das kann ich nicht!“ entgegnete Silberberg bestimmt. „Habe ja auch einen Ehrenschein von ihm erhalten, und bedenken Erlaucht, mußte das Geld meinem Geschäft entziehen, wo ich es sehr nöthig hatte, um Ihren Herrn Sohn zu retten.“

Der Graf ging erregt im Zimmer auf und ab, dann sagte er: „Ich will auf Ihre Forderung eingehen, so schwer es mir auch wird.“

„Und die Papiere?“

„Ich werde Ihnen vorlegen, was davon im Augenblick vorhanden ist. Es sind nur Kleinigkeiten eingetragen.“

„Wollen sehen, wollen sehen!“

Der Kammerdiener meldete, daß das Frühstück bereit sei, und Beide begaben sich in ein anstoßendes Zimmer, wo der Tisch gedeckt war. Silberberg langte tüchtig zu. Der Graf war an's Fenster getreten, das nach dem Hofe führte. Er blickte hinunter und bemerkte Blumenthal im Gespräch mit dem Kutscher Silberberg's. Sein Gesicht versinsterte sich.

„Kennen Sie einen Herrn Blumenthal?“ wandte er sich rasch gegen seinen Gast.

„Ob ich ihn kenne, Erlaucht!“ antwortete Silberberg lauend. „Sie meinen doch den Geometer? — Vorzüglicher Mann, scharfes Auge, aber — aber —!“

„Aber?“ fragte der Graf.

„Gehört in eine andere Zeit. Ist zu früh geboren. Ich hörte, er soll bei Ihnen sein. Was der sagt, das ist sicher wahr. Ich glaube, Erlaucht, wir können schnell zu Stande, wenn Sie ihn rufen lassen. Er gilt mir mehr als ein Hypothekenbuch.“

„Ich darf mir diese Blöße nicht geben,“ antwortete der Graf. „Dann weiß ich jetzt auch nicht, wo ich ihn zu suchen habe. Bald ist er hier, bald dort. Die Papiere sollen Sie im Anfange der nächsten Woche haben. Ich reise selbst nach der Stadt, und wollen Sie dann selbst mit einem Landwirthe das Gut besichtigen, dann steht Ihnen das zu jeder Stunde frei.“

„So erwarte ich denn Ihre Nachricht, ehe ich wiederkomme. Grüßen, Erlaucht, Herrn Blumenthal von mir. Vorzüglicher Mann. Und bis zu Ihrer Ankunft lasse ich auch die Wechsel liegen und die Ehrenscheine.“

Wieder rollte ein Wagen in den Hof. „Der Landrath kommt!“ sagte Graf Falkenburg mit einem finstern Seitenblick auf Silberberg. „Entschuldigen Sie mich!“ Er wollte hinaus.

„Bin schon fertig, Erlaucht. Also der Herr Landrath von Froschdorf kommt, — charmanter Mann das — vorzüglicher Wildstand — schickte mir neulich einen prachtvollen Rehbock.“

„So stehen Sie auch mit ihm in Geschäftsverbindung?“

„Wenn die Herren von der Aristokratie Geld brauchen, — und wann brauchen sie es nicht? — zu wem sollten sie wohl anders kommen als zum Franz Silberberg?“

Sie waren in's Empfangszimmer zurückgekehrt, und Silberberg verabschiedete sich von seinem Wirth, der ungeduldig da stand und im Stillen wohl den schwachen Gast, der bei seinem Abschiede gar kein Ende fand, verwünschen mochte. Endlich war Silberberg fertig; doch schon stand der neue Gast, der Landrath des Kreises, in der Thür und begrüßte mit schnarrender Stimme den Grafen. Der Landrath ist über die Fünzig hinaus und sein Haar stark mit Weiß gemischt. Doch ist er die Lebhaftigkeit selbst und sein ganzer Körper zeigt die größte Beweglichkeit. Sein Gesicht ist etwas aufgedunsen, die Nase stark kupferig.

Er schüttelte dem Grafen die Hand. „Ah, da ist ja auch Herr Silberberg,“ wandte er sich gegen diesen; „der fleißige Geschäftsmann, der überall selbst die Arbeit aussucht. Die Regierung will den überseeischen Leinwandhandel beleben und gibt den Fabrikanten Darlehen bis achttausend Thaler. Wollen Sie sich nicht darum bewerben, Herr Silberberg? Würde Ihr Gesuch warm empfehlen.“

„Mit den paar Tausend Thalern lockt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor, Herr Landrath,“ antwortete Silberberg, „das sind doch nur Tropfen auf einen heißen Stein, die gar nichts nützen. Das Geld ist verpulvert im Handumdrehen. Mache auch nicht mehr in Leinen — ist gar nichts dabei zu verdienen.“

„Die Regierung macht jetzt Ernst, sie will der Industrie beifpringen. Die Seehandlung in Erdmannsdorf gibt viele Arbeit.“

„Und verdient viel Geld,“ antwortete Silberberg. „Ist privilegierte Leinwand, die von ihr auf den Markt kommt. Aber wer macht das Hauptgeschäft? Die Seehandlung! Die paar Silbergrößen, welche die Weber mehr bekommen, sind doch nur ein Hockvogel. Die Leute arbeiten für 20 Silbergrößen besser und verdienen 5 Silbergrößen mehr. Schöne Staatshilfe, Herr Landrath, schöne Staatshilfe!“

„Aber was soll denn der Staat thun, lieber Herr Silberberg?“

„Er könnte schon noch was thun, Herr Landrath. Die schweren Zölle, die man an der österreichischen und polnischen Grenze erhebt, die müssen fallen; ein großes Hinterland müssen wir haben, dann geht es wieder eine Weile.“

„Das thun die Russen und Oesterreicher nicht, die haben jetzt selbst Spinnmaschinen und werden nicht so dumm sein, unseren billigen Produkten ihre Märkte zu öffnen.“

„Was liegt den Regierungen daran? Wer hat nach meinen Spinnmaschinen gefragt und nach den armen Spinnern, die man

mir immer vorhält, als man das englische Garn ganz zollfrei bei uns einließe. Ich habe meine Spinnfabriken verkaufen müssen. Klug war das von der Regierung gewiß nicht.“

„Sie wollte die Händler in den Stand setzen, die englische Waare aus dem Felde zu schlagen.“

„Und unsere Spinner, Erlaucht, merken Sie auf, unsere Spinner!“ rief Silberberg aus.

Auf deren Wünsche durfte die Regierung nichts geben,“ antwortete der Landrath. „Wo es sich um ein so großes Ziel handelt, da muß der Einzelne mit seinen Wünschen zurücktreten.“

„Und die Flachsbauer, Erlaucht, merken Sie auf, unsere Flachsbauern!“ sagte Silberberg wieder.

„Was kümmern uns die Flachsbauern, mögen sie Rüben oder Kartoffeln bauen. Aber wie steht es mit Ihren Baumwollfabriken?“ frug der Landrath, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Wie man es nimmt, Herr Landrath. Die Konkurrenz ist auch schon groß, aber glücklicherweise sind bei uns die Löhne ziemlich niedrig. Man braucht nur den kleinen Finger auszustrecken, gleich hängen zehn Arbeiter daran. Aber am liebsten möchte ich doch das ganze Geschäft aufgeben; es kostet zu viel Geld und dann gibt es täglich mehr Verdruß. Die Leute wollen nicht mehr so arbeiten wie früher; das ist ein ewiges Murren, und nie kann man ihnen genug bezahlen. Ja, ich sehne mich darnach, mich zur Ruhe setzen zu können.“

„Auch die Baumwollfabriken verdankt man Ihnen,“ mischte sich Graf Falkenburg ein.

„Doch hat die Regierung sie mit Wohlgefallen aufgenommen,“ antwortete Silberberg. „Aber das ist eben das Schlimme bei uns, daß die Regierung nicht weiß, was sie will. Hinterher schreit man nun, ich trage mit den Baumwollfabriken zum Landesunglück bei und verdränge die Leinwand im eigenen Lande. Ich rechne nur und sage mir, nur billige Waare kann sich heute oben halten und die Konkurrenz ertragen. Aber, wie gesagt, ich sehne mich herzlich nach Ruhe.“

„Nun, Sie haben Ihr Schäfchen ja auch in's Trockne gebracht, und könnten es schon!“

„Ich bin in beständiger Verlegenheit, Herr Landrath. Denken Sie an die schweren Verluste, die man in solchen Geschäften erleidet.“

Jetzt zog der Graf seinen Gast zum Sopha und Silberberg mußte gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute in der Union.

Für die „Neue Welt“ von A. Donai.

Unter obigem Titel schrieb der Verfasser im Jahre 1862 ein Buch (erschienen bei D. Janke in Berlin), welches so wahrheitsgetreu als möglich die Vereinigten Staaten Amerika's und ihr Volk schildern sollte. Es trat den vielen meist übertrieben günstigen wie ungünstigen Berichten entgegen, welche damals darüber in Europa umliefen; es war der erste wissenschaftliche Versuch, das Entstehen der hiesigen Volkseigentümlichkeiten aus dem Boden, dem Klima und der Geschichte hiesiger Bevölkerung zu erklären; die naturgemäßen Folgen einer durchgeführten Selbstregierung des Volkes einer- und der Sklaverei andererseits genau zu untersuchen und Amerika als Einwanderungsland gegen die Verleumdungen der Sezessionisten zu vertheidigen, welche drüben ihre Flugschriften verbreitet hatten.

Da dieses Buch immerhin Viele zur Einwanderung hierher bewogen haben mag, so bleibt es jetzt, da die Verhältnisse sich in sehr ungünstiger Weise geändert haben, des Verfassers Pflicht, Alles das, wenn auch in gedrängter Kürze, zu veröffentlichen, was diese ungünstige Veränderung hervorgebracht hat, damit die Einwanderung hierher, welche besonders allen Lohnarbeitern jetzt sehr abzurathen ist, nicht länger durch ihn mitverantwortet werde.

Das Land zwar ist geblieben, was es war — unvergleichlich gesegnet mit allen irgend wünschenswerthen Bodenschätzen und im Stande, eine zehnfach größere Bevölkerung als jetzt reichlich zu erhalten. Auch das Klima ist dasselbe geblieben, nämlich jeder höheren Kultur unfreundlich, und deshalb ist stete Einwanderung erforderlich, wenn das Volk sich auf der von Europa ererbten Kulturhöhe erhalten soll. Allein die geschichtliche Entwicklung während der letzten vierzehn Jahre hat die ungünstigen Wirkungen des Klimas gesteigert, und die starke Einwanderung hat ihr dazu die Mittel geliefert.

Der vierjährige Krieg um Erhaltung der Union, welcher mit Befreiung der Negerklaven endete, hat den kapitalistischen Großbetrieb und die weiße Lohnsklaverei über den ganzen Norden hin mit erstaunlicher Schnelle erzeugt. Eine kurze Zeit lang schienen es, als würde der demokratische Volksgeist dieser Wirkung Schranken setzen; aber die Ereignisse haben alle Selbsttäuschungen in dieser Hinsicht rasch zerstört. Die flotten Geschäftszeiten in Folge des Großbetriebes und die tausendfache Gelegenheit, rasch ohne große Mühe reich zu werden, haben den demokratischen Volksgeist durch die Sucht mühelosen Reichwerdens entmannt, und es ist heute viel schwerer, diesen Geist wiederzubeleben, als in Europa, ihn zu schaffen.

Vor dem Kriege gab es im ganzen Lande nur drei oder vier Millionäre — nach dem Kriege zählten sie zu vielen Hunderten, die großen Kapitalisten zu vielen Tausenden. Die riesigen Kriegskosten, bis auf 3000 Millionen Dollars ansteigend, machten den Schutz Zoll und eine wachsende Abgabenlast nothwendig, welche aber mit Leichtigkeit von Jedermann getragen wurden, weil die Profite ungeheuer, die Löhne so hoch waren im Verhältniß zum Lebensunterhalt, daß die meisten Arbeiter größere Ersparnisse in Sparkassen, Land, Häusern, Kaufläden oder sonstigen Klein-
geschäften anlegen konnten, oder aber in Schuldscheinen der Vereinigten Staaten, Einzelstaaten und Gemeinden, welche hohe Zinsen trugen. Die ungeheuren Profite der Kapitalistenklasse entstanden aus Fabriken mit Großbetrieb, Spekulation in Land, Gebäuden und Lebensmitteln, Lieferungs-Kontrakten für den Krieg, Schmuggel von Kriegsbe-

darf für das südliche Heer, schwindelhaftem Eisenbahn- und Minen-Bau, Börsenspiel und Geldwucher überhaupt. Da der Krieg auf beiden Seiten zusammen eine halbe Million Arbeiterleben verschlang und zwei Millionen Arbeiter jahrelang unproduktiv erhielt — und er wurde durch die Kapitalisten-Ränke unnöthig verlängert —, so setzte sich die produktive Arbeiterbevölkerung immer ungünstiger zusammen: an Stelle der demokratisch gesinnten einheimischen traten die leichter auszubeutenden eingewanderten Lohnarbeiter aus französisch Kanada, Irland und den verdummtesten Ländern Europa's, ja selbst die starke deutsche Einwanderung von Lohnarbeitern war im Unterbieten der Löhne nicht etwa zurückhaltender. So verschwanden die auf ihre Unabhängigkeit pochenden eingebornen Arbeiter fast völlig aus den Fabriken, Minen, Bauten, Handelsfahrzeugen, dem Ackerbau und den niederen Bedienstungen, wandten sich als Spekulanten in die Städte, oder als Ansiedler in den fernsten Westen, kurz, suchten mehr von ihrem Wig, als von wirklicher Arbeit zu leben. Bieweit diese Veränderung ging, ersieht man daraus, daß, weil die meisten Lehrer in den Krieg gegangen waren, junge Frauen ihre Stellen einnahmen, natürlich um den dritten Theil des Lohnes, und seitdem aus mehr als drei Vierteln der Lehrerstellen alle Männer verdrängt haben — natürlich zum Nachtheile der Volkserziehung.

Diese eingewanderte Arbeiterschaft mit ihren Ersparnissen wurde eine mächtige Verstärkung des Kleinbürgertums und eine leichte Beute der Partei-Politiker. Jeder wollte ein Kapitalist werden; ihre Unions- und anderen Schuldscheine trugen ihnen nicht genug Zinsen, wurden auf den Geldmarkt geworfen und wanderten massenhaft nach Europa, wo der Zinsfuß niedriger ist. Der Erlös wurde hauptsächlich in Land und Wohnhäuser auf dem Lande in der Nähe der Großstädte gesteckt und damit spekulirt.

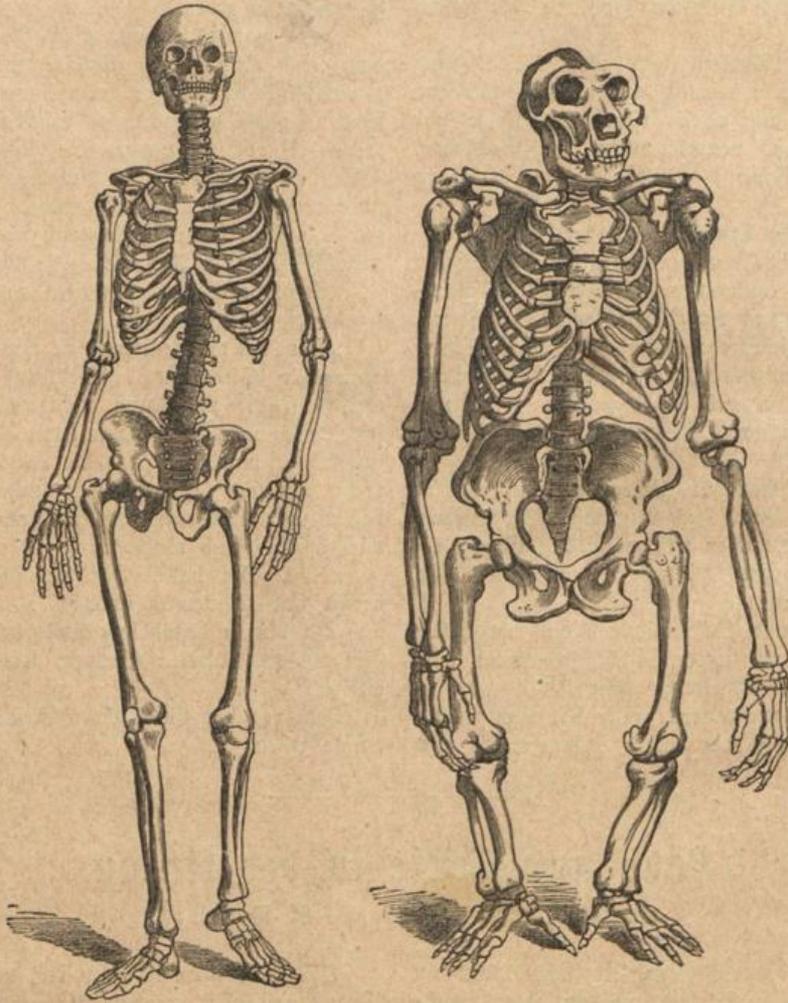
Die andauernd massenhafte Einwanderung von Arbeitern und Kleinbürgern trieb den Bodenwerth auf eine Höhe, welche nur an wenigen Stellen Europa's übertroffen wird; und im Besitze eines theilweis bezahlten Häuschens mit Garten auf dem Lande war diese Arbeiterschaft genöthigt und zufrieden, zu stets abnehmenden Löhnen zu arbeiten; denn ihr Kapital, ihr Grundeigenthum, fesselte sie so sehr an die Scholle, als ehemals den Leibeigenen; oder aber sie mußte im Zwischenhandel das am Unterhalte Fehlende zu decken und Kapitalist zu werden suchen. Und so stieg die Zahl der Kleinkaufläden, Bier- und Schnapswirthschaften, Agenten, Drummers (welche für Großhändler Waaren an Kleinhändler absetzen — nur zu oft auf langen und schlechten Kredit) und an Hausirern in's Unglaubliche, bis endlich alle Geschäfte durch Großbetrieb den Markt verstopft und mit Arbeitskräften überfegt hatten, die Löhne aber unter die Preise der gewohnten Lebensbedürfnisse gesunken waren.

Daß die hier geschilderte Entwicklung des Kapitalismus so viel rascher verlief als sonstwo, dazu war allerdings der Krieg die sichtbare Veranlassung; die eigentliche Ursache war die in meinem Buche geschilderte Oberflächlichkeit und der Leichtfinn des Volksthum, dessen bessere Seiten durch die überwiegende Begünstigung der schlechten während dieses großen Umschwungs immer mehr zurücktraten. Die Verderblichkeit des Klimas wurde durch die Umstände im Gefolge des Krieges mächtig unterstützt. Daß die 1867 gestiftete nationale Arbeiterpartei eine kleinbürgerliche blieb, daß die Gewerkschaften, aus England importirt, fortwährend an Zahl und Einfluß ab- anstatt zunahmen; daß die unter den deutschen Arbeitern um 1867—69 gestifteten internationalen und Lassalle'schen Vereine tauben Ohren predigten, und daß noch heute die Stiftung einer wirklichen Arbeiter-

partei, besonders unter den englisch Redenden, erst in ihren Anfängen steht, braucht somit nicht wunder zu nehmen.

Daß der Kapitalismus überall in Schwindel jeder Art auslaufen muß, weil er auf dem unsittlichen Grundsatz beruht: Jeder für sich und Gott für uns Alle (oder, wie es der amerikanische Volkswitz treffend umkleidet: Jeder für sich, und der Teufel kriege die Hintersten), während doch Jeder Alles, was er ist und hat, nur durch Alle ist und hat: — dies brauchen wir keinem unserer Leser zu beweisen. Daß aber grade in den Vereinigten Staaten die Wiege des abgefemtsten Schwindels zu suchen ist; daß er sich hier am unverschämtesten — und zwar ganz gewöhnlich unter dem Deckmantel der Religion — breitmacht und erst von hier aus Nachfolge und Lehrmeister in Europa gefunden hat, wird ebenfalls in des Verfassers Buche auf die natürlichen Ursachen zurückgeführt.

(Fortsetzung folgt.)



Menschen- und Gorilla-Grippe. (Siehe Seite 212.)

Ein Pariser Krankenhaus vor hundert Jahren und heute.

Von Gustav Rasch.

II.

Ein Besuch im heutigen Hotel Dieu.

Paris besitzt gegenwärtig fünfzehn Krankenhäuser, von denen acht einen allgemeinen Charakter haben und sieben bestimmten Krankheitsformen zugewiesen sind. Die ersten acht sind das Hotel Dieu, Notre Dame de Pitié, La Charité, Saint Antoine, Necker, Cochin, Beaujon und Neboissière, das neueste Krankenhaus, welches

im Jahre 1854 vollendet wurde. Die sieben Spezial-Krankenhäuser sind: Saint Louis, Le Midi, Bouvoine — ersteres ist für akute Kranke, das zweite für Männer, welche in Folge von Ausschweifungen erkrankt sind, das dritte für syphilitische Frauen —, ferner ein Krankenhaus für kranke Kinder, das Krankenhaus zur heiligen Eugenie, ebenfalls für Waisenkinder und für gesunde Kinder, la Maternité, welches nur schwangere Frauen aufnimmt,



Camille Desmoulins. Originalzeichnung. (Siehe Seite 212.)

und endlich die Klinik, ein Krankenhaus für pathologische Kranke. So hat die Verwaltung der öffentlichen Wohlthätigkeit in Paris für bedürftige oder für solche Kranke, welche nicht zu Hause verpflegt werden können, 7693 Betten zu ihrer Verfügung, welche in fünfzehn Krankenhäusern vertheilt sind. Die Ziffer der Betten in den achtzehn Londoner Krankenhäusern ist eine weit geringere, obgleich die Bevölkerungsziffer der Riesenstadt an der Themse die Bevölkerungsziffer von Paris fast um das Doppelte übersteigt. Sie beträgt nur 4134 Betten.

Während die Aufnahme in ein Londoner Krankenhaus ganz von der Protektion der Governors und ihrer Sippschaft — ein Unwesen, wie es in keinem Lande der Erde vorkommt — abhängt, während im großen Berliner Krankenhaus, welches lächer-

licherweise „La Charité“ heißt, eigentlich nur der Kranke aufgenommen wird, der vor seiner Aufnahme baar zu zahlen im Stande ist, wird in allen Pariser Krankenhäusern die Gastfreundschaft in der umfassendsten Weise ausgeübt. Man empfängt die Kranken; Formalitäten gibt es gar keine. Die Aerzte und Chirurgen haben über die Aufnahme der Kranken zu bestimmen; die Verwaltung hat gar nicht hineinzureden. In den Londoner Krankenhäusern und im allgemeinen Berliner Krankenhaus hat die Verwaltung bei der Aufnahme der Kranken das erste Wort; in den Pariser Krankenhäusern liegt ihr nichts ob, als die Betten zu bestimmen. Geringe Weitläufigkeiten werden nur mit solchen Kranken gemacht, welche ein ganz eingerichtetes Hauswesen haben und von den Ihrigen ebenso gut zu Hause verpflegt werden

können — im Interesse der bedürftigen Kranken, um diesen keinen Platz zu nehmen. Solche Kranke werden von Seiten der Verwaltung der öffentlichen Wohlthätigkeit besser zu Hause versorgt; dieselbe schickt ihnen Aerzte und Medikamente in ihre Wohnungen.

Der Kranke, der in ein Krankenhaus aufgenommen ist, wird in einen Krankensaal geführt, von dem Wärter entkleidet und in ein gutes Bett gelegt, welches, rings von weißen Vorhängen umgeben, aus einem eisernen Gestell mit elastischer Matratze, Kopfkissen, Decken und allem Zubehör besteht. Von der Decke hängt eine starke Schnur herab, um dem Kranken, falls er sich aufrichten will, als Unterstützungsmittel zu dienen; neben dem Kopfkissen des Bettes steht ein Nachttisch für die Medikamente und für allerlei Utensilien, die der Kranke braucht. An einem der Bettposten befindet sich eine Tafel, auf der Name, Stand, Krankheit, Tag des Eintritts in das Haus und Weiteres bemerkt ist. Die Kleider, Wäsche, Schuhe und Mütze liefert dem Kranken während seines Aufenthalts im Hause die Verwaltung; Alles, was er zu seinem Lebensunterhalt und zu seiner Heilung braucht, erhält er umsonst; der Arzt besucht ihn täglich einmal, zweimal und auch mehrere Male, je nachdem es seine Krankheit erfordert. Braucht der Kranke eine besondere Nahrung, so wird sie ihm vom Arzt verordnet. Der Arzt ist überall bei seiner Ernährung und Behandlung das einzig maßgebende Element; die Verwaltung hat nur das zu thun und anzuordnen, was der Arzt befehlt.

In allen Pariser Krankenhäusern sind die Säle der Männer von den Sälen der Frauen ganz getrennt. Sämmtliche Häuser sind im Besitz von Dampfmaschinen, welche die Luft in den Sälen reguliren; früher begnügte man sich, die Fenster und die Thüren zu öffnen, um den Luftwechsel hervorzubringen. Der Kranken dienst wird, mit Ausnahme von drei Krankenhäusern — der Klinik, der Maternité und Midi —, von Barmherzigen Schwestern versehen. Täglich finden in allen Häusern zwei Konsultationen statt, zu denen der Zutritt Jedermann freisteht; eine für chirurgische Fälle, die andere für innere Krankheiten aller Art. Im Jahre 1869 haben in den Pariser Krankenhäusern nicht weniger als 363,000 solcher Konsultationsstunden stattgefunden. Zwei Tage sind als Besuchstage für Verwandte, Freunde und Bekannte festgesetzt — der Donnerstag und der Sonntag. An diesen Tagen wird es in den Krankenhäusern, wo es sonst sehr ruhig und still hergeht, oft sehr lebendig. Es sind Sonntage im Winter, wo die Kranken im Hotel Dieu mehr als 5000 Besuche empfangen.

Die Nahrung ist überall sehr gesund und auch reichlich: Fleisch, frische Fische, Gemüse aller Art und Bouillon; der den Kranken verabreichte Wein ist von sehr guter Qualität und wird in reichlichem Maße gegeben. Jedes Haus hat eine Kantine, wo nach einem Tarif Tabak, allerlei Gegenstände, Schreibmaterial, Nadeln und Zwirn verkauft wird. Der Concierge ist zugleich der Inhaber der Kantine. Außer in den Stunden, wo der ärztliche Umgang stattfindet, steht es jedem Kranken frei, zu thun und zu lassen, was er will. Gärten und mit Rasen bedeckte und mit Bäumen bepflanzte Höfe behufs der Bewegung im Freien haben alle Pariser Krankenhäuser, einige allerdings mit sehr beschränkten Räumlichkeiten, wie beispielsweise das Hotel Dieu. Die räumlichsten Gärten haben die Krankenhäuser des heiligen Antonius, des heiligen Ludwig und das Hospital Necker, welches auch einen kleinen Park besitzt.

Machen wir nach diesen allgemeinen Mittheilungen über die Krankenpflege in den Pariser Hospitälern nun einen Besuch im Hotel Dieu!

Von den Einzelheiten meiner Schilderung, wie es im Hotel Dieu vor hundert Jahren aussah, finden wir dort nichts mehr, obgleich manche Theile des Gebäudes, besonders die Räumlichkeiten unter der Erde, noch dieselben sind wie damals. Das alte Hotel Dieu wird nun aber in spätestens zwei Jahren ganz von der Erde verschwinden, sobald das neue Hotel Dieu ausgehant sein wird. Dieses erhebt sich dem alten Hotel Dieu gegenüber und besteht aus einer Reihe von dreistöckigen Gebäuden, welche durch Höfe von einander getrennt sind und einen Bodenraum von

21,000 Meter bedecken. Bis jetzt hat der Aufbau dieser Gebäude schon 80 Millionen Francs verschlungen. In der innern Einrichtung ist das System der Isolirung soviel wie möglich durchgeführt. Die weitesten und größten Säle enthalten nur sechszwanzig Betten; sehr viele Zimmer und Räume sind vorhanden, welche nur zwei und vier Betten enthalten. Der Platz ist insofern schlecht gewählt, als er sich ebenfalls wieder mitten in der Stadt befindet.

Bevor wir vor der Kirche von Notre Dame die Treppentufen hinaufsteigen, welche in das mit mehreren Statuen geschmückte Vorhaus des ältesten Pariser Krankenhauses hinaufführen, — noch einige statistische Notizen über die Bevölkerung der Pariser Hospitäler, welche mir aus dem Jahre 1869 vorliegen. In diesem Jahre fanden in sämmtlichen Pariser Krankenhäusern 93,335 Kranke Aufnahme, während 82,282 geheilt entlassen wurden und 10,429 starben. Die Verpflegungs- und Heilungskosten für die Kranken beliefen sich in diesem Jahre auf 6,710,018 Francs. Denselben wurden 322,391 Bäder verabreicht.

Die Hauptfronte des Hotel Dieu erhebt sich auf dem Plage vor Notre Dame. Die unregelmäßigen und in verschiedenen Zeiten auf diesem Plage aufgeführten Gebäudemassen sind durch eine bedeckte Brücke mit den Gebäuden auf der andern Seite der Seine in Verbindung gebracht. Es ist die Brücke des heiligen Karl, von der schon bei Schilderung des Krankenhauses vor hundert Jahren die Rede war. Als ich über die Brücke ging, wehte dort ein solcher Zugwind, daß ich schmerzlich der armen Kranken gedachte, welche „mit nackten Beinen“ in dem vergangenen Jahrhunderte auf dieser hölzernen Brücke umherstehen mußten, um frische Luft zu schöpfen, wenn sie es in der Sticlucht der überfüllten Säle, wo ein halbes Duzend Kranke in jedem Bette lagen, nicht mehr aushalten konnten. Heute sind diese Säle natürlich in einem ganz anderen Zustande, obgleich sie meistens räumlich zu groß sind, so daß oft über hundert Betten in einem Saale aufgestellt sind. Luft und Licht haben sie freilich genug; für gute Luft und gute Ventilation sorgt die Dampfmaschine des Hauses; ich habe in keinem einzigen Saale auch nur ein Atom von Geruch gespürt. Alle Säle sind mit bewundernswerther Keilichkeit gehalten; die Fußboden parkettirt und gewischt; die Gardinen vor den Fenstern und um die Betten sind von blendender Weiße; die großen Fensterseiben glänzend; das Holzwerk an den Wänden im saubersten Zustande. Im Hintergrunde der Säle, welche ihre Namen nach Heiligen führen und von bedeutender Höhe sind, erhebt sich gewöhnlich eine Art von Altar mit der Statue der heiligen Jungfrau, der von den Barmherzigen Schwestern täglich mit frischen Blumen geschmückt wird. Die Frauenäle und die Männeräle sind selbstverständlich von einander getrennt, ebenso wie die nur Verwundeten und die Kranken, welche nach den verschiedenen Krankheitsformen in verschiedenen Sälen untergebracht sind. Wer heute diese lustigen und reinlichen Krankensäle durchwandert, wo die weißgekleideten Schwestern des heiligen Augustin kaum hörbar vorübergleiten, um die Bedürfnisse der Kranken zu besorgen, wer diese frische und reine Luft einathmet, umgeben von tiefer, wohlthuender Stille, der kann sich die schreckliche Vergangenheit gar nicht denken, welche vor noch nicht hundert Jahren nach den Berichten der drei Akademienmitglieder, die auf Befehl König Ludwig's des Sechzehnten das Hotel Dieu untersuchten, nach Cuvier's Meinung hier „alle Schrecken der Hölle übertroffen haben“.

Das interessanteste Gebäude im heutigen Hotel Dieu ist die alte Kapelle des Hauses. Sie bildet das älteste Denkmal monumentaler Baukunst in dem heutigen Paris, ist älter als die Conciergerie und älter als der ehemalige Palast der Merovinger — das sogenannte Hotel Cluny. Die Zeit der Erbauung dieser uralten Kapelle kann wohl mit Bestimmtheit gar nicht angegeben werden. Hier empfing man die Pilger und die fremden Reisenden. Gregor von Tours wohnte in dieser Kapelle, wenn er nach Paris kam. Welche bescheidenen Ansprüche doch die Menschen der damaligen Zeit machten!

Als ich die Krankensäle besichtigte hatte, ließ ich mich in diese uralte Kapelle führen. Ich hatte, um dorthin zu gelangen,

halbdunkle Treppen hinauf- und hinabzuklettern, die zugige Gatterbrücke des heiligen Karl zu überschreiten und mich auf die andere Seite der Seine zu begeben. In einem mit Baumgruppen bedeckten Hofe eines alten Gebäudes des Krankenhauses, welches heute zur Aufnahme der kranken Frauen und Mädchen dient, stand ich endlich vor dem uraltesten monumentalen Bauwerk der Stadt Paris, einem düstern, halbruinenhaften Gebäude. In der Revolution wurde das Portal zerstört und die Flammen verzehrten die hinteren Räume. Alles ist im Innern dieser Kapelle uralt und düster, solide, frostig und massiv; doch kann man sich des Eindrucks der Erhabenheit und der Größe nicht erwehren. Das Mittelschiff erscheint in seinen Bogen, welche von dicken, unschönen Pfeilern getragen werden, etwas gedrückt; die Pfeiler der Seitenschiffe sind von schlankerer Konstruktion und die Bogen von sogar schöner Rundung. Wohin man in diesen, durch Fenster mit köstlicher Glasmalerei erleuchteten Raum blickt, erinnern eingemauerte Steine und Statuen an eine Zeit, die von der unfrigen durch mehr als ein Jahrtausend getrennt ist; der Kronleuchter ist von geschmiedetem Eisen und tausend Jahre alt. Sollte das alte Hotel Dieu in Jahr und Tag von der Erde verschwinden, so wäre es wohl wünschenswerth, daß man dies uralteste monumentale Gebäude der Stadt Paris, woran sich die Erinnerungen an Gregor von Tours und an Dante knüpfen, vor der Zerstörung bewahrte.

Heute wird in dieser uralten Kapelle des Hotel Dieu der arme Kranke eingeseget, wenn ihn der Tod von allen Leiden der Armuth und der Krankheit erlöst hat. Er hat am Morgen des Frühlingstages, der ihn zum letzten Male aus den mit dem ersten Grün geschmückten Wipfeln der Bäume angelächelt hat, welche durch die hohen Fenster in den Krankensaal hineinschauen, seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Zwei Stunden hat der Körper noch auf dem Bette, welches ihm als letztes Schmerzlager diente, gelegen, damit die Aerzte den wirklichen Tod konstatiren konnten. Dann kommt ein Wärter, der sich mit den Todten in den unterirdischen Räumen des Krankenhauses beschäftigt, hüllt die Leiche in ein Tuch und trägt sie in die „Salle de repos“, um sie einem Manne zu übergeben, den man „le garçon d'amphithéâtre“ nennt und der sich mit den Gestorbenen beschäftigt, bis sie zur letzten Einsegnung in die uralte Kapelle und zur Bestattung auf den Friedhof gebracht werden. Welche schreckliche Beschäftigung, jahrelang Leichen zu schleppen, zu waschen und in die Särge zu legen! Ein einflussreiches Mitglied der Commune rettete sich dadurch vor dem gewissen Tode, daß es sich nach Beendigung der siebentägigen Pariser Massenschlächtere die Stelle eines „garçon d'amphithéâtre“

im Hospital des heiligen Ludwig zu verschaffen wußte. In den Todtenkammern des Krankenhauses suchten ihn die Henkerknechte der Versailler gewiß nicht, welche nach ihm ganz Paris durchstöbert haben.

In Begleitung des Wärters, der die Todten aus den Krankensälen in die „Salle de repos“ trägt, stieg ich in die düsteren, unterirdischen Räume des ältesten Pariser Krankenhauses hinab. Sie gehörten noch seiner ältesten Periode an. Die Treppe und die Gänge waren eng und dunkel, durch Gaslicht erleuchtet. Der Weg wurde immer unheimlicher. Dann gelangte ich in die „Salle de repos“. Es war ein kellerartiger, oder eigentlich zwei kellerartige, niedrige Räume — feucht, durch mattes Tageslicht erleuchtet, welches durch kellerartige Fenster an den feuchten Wänden hinabglitt. Dort werden die Leichen gewaschen, auf Steinbetten niedergelegt und mit runden Zinddeckeln bedeckt, um sie gegen die Ratten zu schützen. Ich sah fünf Leichen unter den Zinddeckeln liegen. Mein Begleiter hatte sie sämmtlich am heutigen und gestrigen Tage aus den Krankensälen hinabgeschleppt. Aber einen Leichengeruch verspürte ich nicht in dieser schrecklichen „Salle de repos“ — „Saal der Ruhe“ — in Deutschland würde man „Leichenkeller“ oder „Leichenkammer“ sagen —; die immer arbeitende Dampfmaschine hatte sogar den Verwesungsgeruch aus diesen schrecklichen unterirdischen Räumen entfernt.

Im „Salle de repos“ bleibt die Leiche vierundzwanzig Stunden auf ihrem steinernen Ruhebett, mit dem Zinddeckel, dem Schutz gegen die Ratten, bedeckt. Die Familie des Todten wird benachrichtigt, sie sendet das Leichenhemde und eine weiße Mütze von Baumwolle, um die Leiche mit der Kleidung im Sarge zu versehen. Dann wird sie in einen Sarg von Tannenholz gelegt und in die Kammer der Todten getragen, von wo ihr letzter Weg auf der Erde in die uralte Kapelle und auf den Friedhof geht. Auch in die Todtenkammer führte mich mein Begleiter, ein alter Soldat, der schon seit zehn Jahren im Hotel Dieu die Leichen schleppt. Es war ein düsterer, kellerartiger Raum, der auch noch den älteren Zeiten des Hotel Dieu angehört. Die Wände waren mit schwarzen Draperien bedeckt; der niedrige Raum, dessen Decke ich mit der Hand erreichen konnte, durch zwei in mattgeschliffenen Gläsern brennende Gasflammen matt erleuchtet. Zwei Feldbetten standen, die nächsten Särge erwartend, in den Ecken des Gemachs. Für heute waren sie leer. Ein großes Kreuzigt von weißgestrichenem Holz schaute von der Hinterwand auf die beiden leeren Feldbetten, welche ihre Särge erwarteten, hinab. Das war mein letzter Anblick in dem ältesten Pariser Krankenhaus, welches nun bald von der Erde verschwinden wird!

Danton.

Episode aus dem Jahre 1792. Frei nach dem Französischen von D. . . P. . .

(Schluß.)

Nach und nach wurde er jedoch ruhiger, sein Bewußtsein kehrte zurück und er versank in einen Zustand halbawachen Traumes. Plötzlich wurden seine Augen von einem grellen Lichtschein geblendet, er fuhr empor — eine Lampe stand auf der Erde, und an der Thür lehnte Danton und blickte ihn mit seinen mächtigen Augen forschend an.

„Kommst Du, um einen Verbrecher zum Tode zu führen?“ rief Friedrich auffpringend!

„Darüber sollst Du selbst entscheiden, Friedrich,“ sprach der Tribun ernst. „Ich kann und mag noch nicht glauben, daß ein Ehrenmann so plötzlich zum Feigling und zum Verräther werden kann.“

„Zum Verräther und Feigling?“ wiederholte Friedrich langsam. Er hob die Briefe vom Boden auf, zerriß den für Marie bestimmten und reichte Danton den andern. „Dahin also,“ sagte dieser trübe, nachdem er gelesen, „dahin führt uns die Liebe zum Weibe? Das Herz wird eigensüchtig und verlernt für die großen Güter der Menschheit zu schlagen, der Wahnsinn schleicht sich

in's Gehirn, die Stimme der Ehre verstummt; das Gewissen schlummert ein, alle edleren Gefühle werden durch diese tolle Leidenschaft erstickt, die den stärksten edelsten Mann zum Sklaven eines Weibes macht, dessen Eitelkeit allein unserer Liebe antwortet, das nicht einmal die Größe der Opfer begreift, die wir ihm bringen.“

„D, Danton!“ rief Friedrich vorwurfsvoll.

„Wenn es nicht wahr ist — warum entschwindet denn die Liebe so oft in der Ehe? Kind, glaube mir, nur eine Liebe ist immer edel und groß — nur eine ist reich an Freuden, ohne Bitterkeit: Die Liebe zum Vaterlande — und diese Liebe wird nie verächtelt und niemals mißverstanden.“

„Niemals mißverstanden? . . . Danton, ist denn das Volk nicht auch undankbar?“

„Nein! das Volk irrt bisweilen, es folgt mitunter Denen, die es mit fortzureißen verstehen und wirft seine Freunde zu Boden die es lieben sollte; aber wenn sein Rausch verfliegen ist, wenn seine Vernunft zurückkehrt, dann begräbt es trauernd die Gefallenen

und weihet ihrem Andenken ein Denkmal. Merke es dir, Friedrich, wir leben und arbeiten nicht für uns selbst, sondern für die Nachwelt, und die ist niemals ungerecht. Wenn der Wagen des Weltgeschickes, an dem wir ziehen, uns zermalmt, so geschick dies, weil er schneller vorwärts eilt, als wir es vermögen, und wir seinen Lauf hindern, der über uns hinweg seinem Ziele zurollt.

„O, Friedrich! wußtest du denn nicht, wie edel eine solche Hingebung an das Ganze ist, daß du dich zum Genossen jener Knechteseelen machen wolltest, welche die Fremden zu ihrer eignen Rettung herbeirufen — jener Unseligen, deren Stimme wir ersticken müssen, denn ihr Verbrechen ist schwer; . . . aber auch ihre Buße wird schwer sein“ — fügte er mit dumpfer Stimme hinzu — „und das hattest du nicht bedacht?“

„Doch, Danton, doch; eben weil ich deine Hand über ihrem Haupte fühlte, warf ich mich unter sie.“

„Aber du vergahest die Nachwelt, die ihr Andenken entehren wird!“

„Wer wird ihre Namen kennen? Das Volksgericht wird sie schnell und unerbittlich treffen, wie der Blitzstrahl.“

„Ja, Friedrich, so wird es sein und es muß so sein!“ rief Danton erregt. „Es muß so sein, und was ich auf mich nehmen will, ist der größte Beweis einer Hingebung an das Allgemeine, dessen vielleicht nur ich fähig bin. Höre mich, Friedrich! Alle diese Menschen, alle diese Theile einer Hydra, die wir zerstückt haben, können sich zu ihrer Zeit wieder vereinigen. In den Gefängnissen haben sie sich zusammengefunden und sind sich ihrer Zahl und Stärke bewußt geworden. Die Hoffnung einer Wiedervergeltung lebt in ihren Herzen; ihre Brüder, ihre Freunde kämpfen gegen uns in den Reihen der Fremden; mit Jubel nehmen sie die Manifeste Braunschweig's auf, und da sie nicht selbst mitkämpfen können, konspiriren sie gegen uns. Das Volk weiß dies Alles; — wohl erhebt es sich begeistert bei der Stimme seiner Tribunen, um den Feind zu verjagen, aber es zögert, Paris zu verlassen und blickt voll Haß und Angst auf die Gefängnisse, aus denen im Fall einer Niederlage ein erbarmungsloses Heer in ihrem Rücken hervorbrechen kann. Unsere Freiwilligen zittern für ihre Weiber, ihre Kinder und Eltern, die sie schutz- und wehrlos dem Verrath und der Rache preisgeben sollen und stehen festgebannt. Was ist da zu thun? Sollen wir das Vaterland opfern, um jene Verräther zu schonen?“

Friedrich schweig, denn er wagte nicht, auf diese Frage zu antworten, und Danton fuhr fort:

„Ganz Europa steht gegen uns und die Sache der Freiheit auf; vielleicht bleibt uns nichts übrig, als uns unter den Trümmern von Paris zu begraben. Unsere Generale schwanken, unsere Soldaten weichen; Longwy ist genommen, Verdun wird ebenso wenig widerstehen; die Aristokraten streuen mit vollen Händen Geld aus, und es gibt Gewissen, die verkäuflich sind, Feigheiten, die sich mit Geld aufwiegen lassen. Die Gefahr ist aufs äußerste gestiegen, und um ihr begegnen zu können, brauchen wir Einheit!“

„Aber diese Einheit besteht, und einige Wahnsinnige werden sie nicht zerstören können!“

„Hast du nicht auch gerufen: „Es lebe der König!“ und du warst nicht wahnsinnig. Sieh, die Einheit, die wir brauchen, werde ich schaffen! Da ich nicht will, daß Paris ein Schlachtfeld werde, will ich es zu einer Gruft machen. Habe ich Unrecht?“

„Aber die Frauen, Danton, die Frauen!“

„Der Blick eines Weibes genügt, um einen Mann zum Verräther und zum Feigling zu machen.“

„Danton!“

„Hast du nicht das Tedeum für die Einnahme von Longwy gesungen? Hast du nicht die Partei der Besiegten verlassen?“

„Nur, um mit der Geliebten zu sterben!“

„Ich möchte nur mit dem Vaterlande untergehen, nur für die Freiheit sterben, Friedrich!“

In diesem Augenblicke hallte Kanonendonner durch Paris und ließ die Mauern des Kerkers erbeben; die Lampe erblich vor dem hereinbrechenden Tageslicht und das Geläute der Sturmglocke erscholl.

„Was bedeutet das?“ schrie Friedrich.

„Wenn du willst, daß man Mitleid mit ihr hat, welche du liebst, so sei nicht taub für den Ruf der Sturmglocke!“ sprach Danton langsam und feierlich.

„O, gib mir Waffen, Waffen!“ rief der Jüngling außer sich und stürzte nach der Thür; — Danton stieß sie auf und zog Friedrich mit sich fort.

Am Ende des Ganges blieb Danton stehen, schloß eine Thür auf und zeigte auf ein junges Mädchen, das im Hintergrunde einer kleinen finsternen Zelle auf den Knien lag.

„Marie, Marie!“ rief Friedrich und eilte auf die Geliebte zu, die sich schluchzend in seine Arme warf.

„Die Sturmglocke ruft!“ murmelte Danton.

„Hinaus, hinaus!“ rief Friedrich mit erstickter Stimme und riß sich aus den Armen des bebenden Mädchens.

„Nicht allein!“ sprach Danton, erfaßte Mariens Hand und führte die beiden jungen Leute durch einsame Höfe bis zu einer kleinen Hinterthüre. Vor derselben wartete ein Wagen, in welchem eine verschleierte Dame saß. Danton hieß Marien einsteigen, und ohne ihr Zeit zu lassen, ein Wort des Abschieds zu sagen, gab er dem Kutscher das Zeichen, fortzufahren.

„Werde ich sie wiedersehen?“ fragte Friedrich beklommen.

„In Arcis sur Aube, in meiner Familie, wird sie Niemand suchen; dort findest du sie wieder,“ antwortete ihm der Tribun. „Aber nun komm und folge mir!“ setzte er hinzu, Friedrich's stürmischen Dank abwehrend.

Sie betreten jetzt den großen Vorhof des Gefängnisses; er war mit Bewaffneten angefüllt, und Friedrich stand schauernd und wie erstarrt vor dem Schauspiel, das sich seinen Blicken darbot. Leichname lagen unter den Füßen dieser erregten Menschen, deren Hände von Blut troffen. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Thür des Gefängnisses, ein Gefangener trat heraus, ein Name wurde genannt, Säbelklingen blitzten empor, ein erstickter Schrei, ein dumpfer Fall — und Alles war vorüber.

„Die Geschichte wird den zweiten September mit blutigen Lettern unter meinen Namen schreiben,“ sagte Danton, düster vor sich hinstarrend; „aber die, welche ihn lesen und mich verdammen werden, haben dies nicht gesehen. . .“ und er zeigte auf ein riesiges Plakat, über welchem eine schwarze Fahne wehte. Auf diesem Plakat standen die Worte:

„Bürger, das Vaterland ist in Gefahr!“

Friedrich las und die Erstarrung wich von ihm. Stumm drückte er die Hand des Tribunen; er sah wohl noch Verräther, aber keine Mörder mehr.

Danton zog ihn mit sich fort von der Unglücksstätte. Sie durcheilten die Stadt, bis sie auf dem Marsfelde ankamen, wo man eine Armee von 10,000 Mann improvisirt hatte, aus deren Reihen nur der eine tausendfältige Ruf erscholl:

„Vorwärts, nach Verdun!“

Friedrich stellte sich in das erste Glied, nachdem er zuvor Danton umarmt hatte, der ihm leise zuflüsterte:

„Auf Wiedersehen über's Jahr in Arcis sur Aube!“

Die Bataillone ordneten sich, die Waffen wurden vertheilt und Danton rief mit donnernder Stimme:

„Vorwärts, Bürger, vorwärts! Und vergeßt nicht, daß es nicht weiter von Paris nach Berlin, als von Berlin nach Paris ist; — vergeßt nicht, daß ihr für Haus und Herd und für die Freiheit streitet!

* * *

Achtzehn Monate später schloß Friedrich, siegreich heimgekehrt, Marie als sein Weib in Arcis sur Aube in seine Arme, aber Danton fand er nicht wieder — die Revolution hatte ihren treuen Sohn getödtet.

* * *

Friedrich von Blainval lebte noch in den vierziger Jahren als pensionirter Hauptmann an der Seite seiner treuen Lebensgefährtin; aus seinem Munde hörte ich das Vorstehende und durch ihn lernte ich zuerst die Septembertage des Jahres 1792 begreifen.

Abgerissene Bilder aus meinem Leben.

Von Joh. Ph. Becker.

(Fortsetzung.)

„Aber halt doch dein fresches Maul, du verdammter Schnapslump und verkriech' dich in dein dreistolliges Kupferbergwerk!“ rief ihm ein junger, an die Strohsäckwand gelehnter Bursche zu. „Was willst denn du Selbschnabel dich stark in den Laden legen? Ja, wenn ich ein Vaternörder wär', wie du, da thät' ich gewiß kein Maul mehr auf, da thät' ich mich selbst auf dem Schindanger begraben. Meinen Vater hätt' ich freilich nicht umbringen können, weil ich nicht einmal weiß, welcher Galgenschwengel mich auf die Welt gesetzt hat. Vor meiner Nas' aber sollte so ein junger N...hub' die Rapp' abziehen, denn sie hat Kinder und Kindsfinder, ist längst Großmutter oder gar schon Urgroßmutter geworden!“ entgegnete prompt und schlagfertig der Blutgängige. Der Bursche aber, indem er schrie: „Wart', alter Kacker, ich verhan' dir deine verschrumpelte Großmutter zu lauter Brei!“ machte, gleich einem Tiger, einen Sprung nach demselben, daß ich ihn, zur Verhütung eines Erzesses, kaum schnell genug an den Hüften packen konnte, um ihn, über die Anderen hinweg, so schnell als er gekommen, wieder an die Strohsäckwand zu stellen, oder, richtiger ausgebrückt, zu werfen, wobei ich entschieden Ernstes sagte: „Wer hier haut, der wird gehauen!“ Dieses mein energisches Einschreiten und meine dabei entwickelte ungewöhnliche Körperkraft machte einen sichtbar mächtigen Eindruck auf meine ganze Stubengenossenschaft, welche Wahrnehmung mir eine Art Erquickung war, da ich damals kindisch eitel auf meine Leibesstärke war. Ich fühlte, daß ich von nun an befehlen dürfe in diesem „freien Reich“. Zwar trumpfte der getränkte Bursche noch arg rebellisch auf, indem er schrie: „Wenn mich aber die schuftige Bettel— noch einmal Vaternörder schimpfst, so han' ich ihr doch Eins auf's Dach, denn mein Vater hat sich selbst umgebracht — und ich bin ganz unschuldig eingesperrt worden;“ aber er folgte mir dennoch auf's Wort, als ich ihm entschlossenen Blickes Schweigen gebot. Waren diese, mir allerdings theils widrigen, aber doch so grotesken als pittoresken Erscheinungen auch nicht im Stande, mir die düsteren Gedanken über meine eigene Lage gänzlich zu verschrecken, so waren sie mir doch sehr willkommene Zerstreuungsmittel. Grade deshalb wandte ich mich nun an den polyphemartigen Stammgast, ihn fragend: „Wie stellen Sie...“ Aber kaum hatte ich das dritte Wort ausgesprochen, so fuhr er mich wie ein brüllender Löwe an: „Was, du sagst Sie zu mir? Hier gibt es keine „Sie“; hier gibts's nur du und du; hier sind wir alle Brüder!“ Nun, da mir schon der Grundsatz der Brüderlichkeit wohlgefiel und mir auch gleich das Sprichwort in den Sinn kam, wonach man mit den Wölfen heulen muß, wenn man unter ihnen ist, so formulirte ich nun meine Frage dem Hauscomment gemäß wie folgt: „Also sag' mir, Bruder, wie du es anstellst, daß du stets nach Laune und Bedürfnis deinen Winterpalast hier beziehen und wieder verlassen kannst?“ Jetzt war mein Bruder mit mir zufrieden, und er beeilte sich, mir diesmal sogar mit einem fast noch sanfteren Tone, als dem einer funktionirenden Kaffeemühle zu antworten: „Das will ich dir Alles ohne Hehl her sagen, als wenn du mein Beichtvater wärst. Mein Beruf als Bettelmann bringt es mit sich, daß ich mich immer dort herumtreibe, wo reiche Leute wohnen, bei denen öfters gestohlen wird, und weil ich nichts bestig' und nichts schaff', sondern immer spazieren geh' und wie ein Prinz in den Tag hineinleb', so fällt zu meinem Vergnügen der Verdacht des Diebstahls auf mich ehrlichen Teufel, worauf mir ohne Anstand die Pforten meines Winter Schlosses geöffnet werden. Weil es mir aber dann nicht pressirt, den Beweis meiner Unschuld zu leisten und es natürlich den Richtern auch nicht gelingen kann, den Beweis meiner Schuld zu erbringen, so kommt darüber der Frühling heran, und dann beziehe ich wieder meine Sommerresidenz in der freien Natur.“ — „Ja, ja,“ rief der immer noch erboste Bursche an der Strohsäckwand, „befossen im Chaussee Graben!“ „Nein, nein,“ rief schnell ein anderer der Gefängnißbrüder, „wie eine Wildsau im Eichel-

wald.“ Nach solch' markigen Kontinentaren war rasch alle Andacht, womit die „Versammlung“ der Beichte des geriebenen Bagabunden gefolgt, in lautes Hohngelächter übergegangen. Nun ergriff ein kräftiger junger Mann in reinlicher Kleidung, frischen Gesichtes und mit treuherzigen Augen das Wort und sagte: „Wenn der alte Fechtbruder dort unschuldig ist, so bin ich und jeder von meinen Kameraden, die da auf dem Boden liegen, noch viel unschuldiger, denn wir haben nur ein paar Grenzwächter auf die Seit' geschoben, weil sie uns mit unserm Kaffeesäc' nicht haben über die Grenz' lassen wollen. Was geht uns die Grenz' an, wo alles deutsches Land ist und wir da hüben so gut Kaffee trinken wollen, wie die dort drüben. Unser Dorfbürgermeister hat auch schon oft gesagt, der Zoll wär' eine Ungerechtigkeith und müßt' fort; also haben wir ganz recht gehabt, daß wir uns auf unserm Weg nicht haben aufhalten lassen. Aber was mir hier im Gefängniß am besten gefällt, das ist das, daß da Einer dem Andern gleich ist, daß Keiner was Apartes hat und daß Jeder, ob er reich oder arm, dumm oder gescheidt, wenn die Reich' an ihn kommt, die Strohsäck' wegräumen, die Stube kehren und den großen Hofen da ausleeren muß.“ „Mit der Gleichheit hab' ich's auch so,“ sprach jetzt ein Mann mit ganz weißem Haupt- und Backenbart, „aber Reiche kommen selten hierher, weil sie gewöhnlich ihre Sünden bezahlen können, und Gescheidte bringt man nie in's Loch, weil sie sich nicht erwischen lassen.“ Die Redseligkeit der Brüderschaft war noch im Zunehmen und zwar in der deutlich wahrnehmbaren Absicht, mich neuen Ankömmling gut zu unterhalten. Da trat soeben ein anderer Bruder, der seinen Kimmel und Salz in der Farbe ähnlichen Haaren nach auch schon über den Sommer seiner Lebtag hinaus war, an mich heran, sich mit der linken Hand den Mund abwischend, als wollte er sich auf die Hergabe eines Kusses vorbereiten, mit der rechten Hand mir bundesfreundlich auf die Schultern klopfend und mit gehobener Stimme sagend: „Wir machen uns hier auch recht viel Zeitvertreib; der lange Heppenheimer Hausvater Fritz, der dort mit seiner Habichtsnase am Fenster sitzt, erzählt uns jeden Abend, wenn's dunkel wird und wir auf den Strohsäck' liegen müssen, wunder schöne Geschichten von der „heiligen Genoveva“, vom „gehörnten Siegfried“, vom „daumesdicken Bub“, vom „Tischlein, deck' dich!“ und vom „Knüttel aus dem Sad“. „Ei,“ rief jetzt der lange Fritz im Pathos seines gewohnten Erzählertons, „du hast ja vergessen, zu sagen, daß ich auch die Geschichten vom „feurigen Drachen“, der auf dem Drachensfels hinter Frankenstein (Pfalz) gehaust hat, vom „Lindwurm in Worms“, vom „Friederle mit seiner Geige“, vom „Wünschbüchel“, vom Franz Sickingen von Landstuhl, der mit seinen Bauern Brüderschaft getrunken hat, und von den lustigen Nänberggeschichten vom Schinderhannes erzählen thu“, die ich mir legt auf dem Grünstadter Jahrmarkt für sechs Kreuzer gekauft hab'; ja, daß ich, wenn ich sonst gar nichts mehr weiß, schöne Märchen aus dem Kopf erzähl' und Meime dazu reiß'. Auch kann ich die Karten schlagen und Jedem aus der Hand die Zukunft voraussagen.“ Während so die Unterhaltung immer reger und heiterer wurde, lastete mir zentnerschwer der Umstand auf dem Herzen, daß man mich immer noch nicht zum Verhör abgeholt hatte. Aber, da gab es keine Zeit, sich auf's eigne Sorgenbett zu legen, denn eben rief der „unschuldige“ Kaffeeschnuggler: „Na, und du, Hammelspeter, mach' jetzt einmal dein Männchen, du bist ja unser Hofbajaz und Schnurrenpfeifer.“ Und kaum waren diese Worte verhallt, so hüpfte der Hammelspeter, dabei zirpend wie eine Heuschrecke, über die lungernden Brüder hinweg, pfiff dann zu meinem steigenden Erstannen nacheinander wie der Distelfint, die Perche, Amsel und Nachtigall, krächte wie ein Vögelhahn, schrie wie ein Kukul, schnalzte wie ein Hecht über dem Wasser und sang schließlich mit vielem Geschick das alte Lied:

„Ich armer Haaf' in dem weiten Feld,
Wie wird mir so grausam nachgestellt.“

An stürmischem Beifall, Bravos und Dakapos hatte es da nicht gefehlt und machte auch noch nachträglich der Hammelspeter einige verwegene Vocksprünge. „Das war Alles recht schön, aber am besten gefällt mir doch,“ sagte der Klümmelundsalshaarige, „wenn unser schwarzköpfiger Suppengerstenhändler, der bis in die Schweiz haustren geht, von der Freiheit und Republik erzählt, besonders wie der Bauer Tell den Vizekönig Gessler blos mit einem Pfeil bums todtgeschossen hat.“ „Ja, das ist eine wahre Geschichte,“ begann sofort ernstes Tons der Gerstenhändler, „die haben sie einmal im Mannheimer Theater spielen wollen, da hat aber der Polizeidirektor Angst bekommen, daß ihm die Leut' auch einmal ein Loch in den Fettabauch schießen möchten, wenn sie so was hören und sehen thäten, und da hat er die Komödie geschwind verboten. Aber, das nützt ihm nichts, denn ich erzähl' die Geschichte' überall, wo ich hinkomm', und so erfährt das Volk doch, wie man die Freiheit macht.“ „Das ist wohl eine schöne Geschichte' von dem Tell,“ begann nun, mit der Miene eines Kunststrichters, der Hausirerfreis, „aber das Lustigste von unserm Zeitvertreib ist doch, wenn wir unserm alten Winterschloßherrn mit seiner Pechadelnaß' einen Schnaps vom Beschließer, der auch gerne einen auf die Lampe gießen thut, verschaffen, und ihm gute Laune machen, damit er, wenn's dunkel ist, seine Zauberprüche herunterleiert, daß es rappelt, als wenn er einen Wagen voll Pflastersteine umleeren thät' und hernach den Teufel mit allen Höllengeistern herbeizitirt und kommandirt, als wenn er selbst der leibhaftige Teufel wär.“ Nun stutete ein wahres Meer von Zoten über die Lippen meiner Mitgefangenen zu ihrer innigsten Erheiterung. Je mehr aber die Heiterkeit der werthen Brudergenossenschaft in's Wachsen kam, desto größer wurde der Kontrast zwischen ihrer und meiner Stimmung. So sehr es mir sonst vor dem Wiedersehen des Demagogenwolfs graute, so sehr sehnte ich mich nun nach ihm zu einem neuen Verhör, weil ich damit die Hoffnung verband, bald wieder zu meiner Familie zu kommen, deren trostloser Zustand mich mehr drückte, als meine freilich erbärmliche Lage. Schien es mir doch von Stunde zu Stunde zweifelloser, daß man mir plammäßig gemeiner Verbrechen beschuldigte Leute zu Schlafkameraden gegeben habe. Doch gab es keine Mühe, um kopfhängerische Betrachtungen über Schicksalslaunen anzustellen, denn schon wieder hatte ein theurer Bruder, der sich bisher, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt und das Gesicht in

beide Hände gelegt, scheinbar ganz gleichgiltig verhalten, das Wort ergriffen und sich mit wahren Galgenhumor über die Gefängnißglückseligkeit in folgender Weise ausgesprochen: „Ja, ja, wir sind wirklich hier die beglücktesten Menschenkinder auf Gottes Erdboden; wir haben nicht blos Freilogis, sondern auch Freikost. Unser Brot ist zwar schwarz, wie dort das Ofenrohr, aber doch so weich wie Jungfrauenherzen und so schwer wie Goldklumpen. Und gar unsere Suppe? Die hat Augen, ja Fettaugen, so niedlich und freundlich wie die Aenglein verliebter Maitäfer, und, Gott sei's gepfiffen und getrommelt, es schwimmt darin das jüngste, keuscheste und zarteste Geflügel von der Welt, denn es schlüpft erst beim Kochen aus den Erbsen — nein, nein, ich wollte sagen, aus den Eiern. Aber auch noch ein anderer feiner Lackerbissen schwimmt frei herum in unserer Freisuppe; zwar kein Schnepfendreck, aber doch allerappetitlichst gefornuter Mäusedred. Und damit wir nicht im Schlafe von unserm herrlichen Nachtlager herabfallen und stets zart wie auf Flaumfedern liegen, ist der Boden so hoch wie das Bett und das Bett so weich wie der Boden, wobei freilich jeder von uns aus Ueberfluß an Platzmangel seinen Bauch an den Rücken seines Nebenmannes fest anschniegen muß, damit wir auch Alle hübsch Platz haben und nicht frieren. Doch damit wir auch nicht zu sehr über die königlich bayrische Hausordnung hinaus üppig und muthwillig werden, oder gesundheitschädigend gar zu lange auf dem faulen Fell liegen bleiben, hat uns die allgütige Vorsehung mit Läusen und Flöhen, zahlreicher als ihre himmlischen Heerschaaren, gesegnet; ach, mit Flöhen, so groß, daß man die Pferde für Kürassierregimenter daraus remontiren könnte, und dann sind die Läuse so groß und fett, wie altbayrische Mastschweine, und ein Duzend genug zu Wurst und Wurstsupp' für ein ganzes Heerlager; ja, aus ihren Speckschwarten kann man das passendste Pergament machen zu hohen Adelsbriefen und fürstlichen Urkunden. Aber für all dieses königliche Glück und den göttlichen Segen habe ich keiner irdischen und keiner himmlischen Regierung dankbar zu sein, denn ich hab' dies Alles durch meine Unschuld redlich verdient. Gott und seine Obrigkeit sind gerecht! Mein Prinzipal hat bankrott gemacht und dafür läßt man ihn zur Strafe unverjorgt herumlaufen, wogegen man mich, seinen Commis, zur gerechten Belohnung meiner Unschuld hierher bringen ließ in dieses gottvolle Elysium.“
(Fortsetzung folgt.)

Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von H. B.

2. Unsere Wohnungen.

(Fortsetzung.)*

Als die wichtigsten Bedingungen für eine gesunde Wohnung ergeben sich aus unseren früheren Betrachtungen: Luft, Licht, Trockenheit und passende Temperatur. Nur wenn diese Bedingungen nach den Vorschriften der Gesundheitspflege erfüllt werden, können wir erwarten, daß die Wohnungen nicht die Wohlthat, welche sie auf der einen Seite durch ihren Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewähren, auf der andern Seite durch ihre schädlichen Einrichtungen wieder nehmen.

Zunächst kommt die Beschaffenheit des Bauplatzes in Betracht. Vielen mag diese Frage allerdings müßig erscheinen, indem ja doch heut die wenigsten Menschen in der Lage sind, sich selbst einen geeigneten Bauplatz ausfinden zu können. Doch ist das kein stichhaltiger Grund, die Erörterung dieses Punktes zu unterlassen. Denn wenn die Menschen sich immer nur um das kümmerlichen sollten, was sie im Stande sind, sofort herbeizuführen, so würde es mit dem Fortschritt der Welt sehr langsam gehen. Die meisten bedeutenden Verbesserungen bedürfen einer langen Vorbereitung der Geister, die anfangen muß, lange bevor Aussicht auf die Verwirklichung vorhanden ist. Nur wenn das Be-

wußtsein der dringenden Nothwendigkeit einer Aenderung allgemein und lebhaft geworden ist, hat sie Aussicht auf Durchführung. Dann werden sich aber auch immer Mittel hierzu finden, auch wenn man über dieselben sich anfangs nicht klar war. Wenn also auch manche Punkte, die man als sehr wesentliche Erfordernisse für eine gesunde Wohnung bezeichnen muß, für viele Personen vorläufig kaum Aussicht auf Verwirklichung haben, wird es dennoch nicht überflüssig sein, diese Erfordernisse zu erörtern, sie zu Jedermanns Kenntniß zu bringen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken. Der Bauplatz eines Wohnhauses muß vor Allem fest sein; ein durch Bergwerke unterhöhltes Terrain bietet immer die Gefahr, daß darauf errichtete Häuser einstürzen. Der Bauplatz muß ferner trocken und nicht sumpfig, nicht morastig sein. Die Ausdünstungen eines Erdbodens, der von Wasser und organischen Substanzen, die immer nach einiger Zeit in Zersetzung übergehen, erfüllt ist, erhalten nicht allein das Baumaterial feucht und verderben es, sondern bilden auch eine lokale Atmosphäre, welche Siedthum aller Art erzeugt: von Drüsen und Strophelkrankheiten bis zu ausgeprägtem Malaria*)-Siedthum. Das letztere zeigt sich bei den Bewohnern

*) Siehe Nr. 15.

*) Malaria: schlechte Luft, Giftluft, wie sie aus Sümpfen aufsteigt; Sumpfluft; auch Sumpffieber.

tief und feucht gelegener Orte, deren gebunsene Glieder die Energielosigkeit der Muskeln, und deren bleiche, gelbliche Hautfarbe die scorbutische Zerfetzung ihres Blutes verrathen. Für ganz lokale Verhältnisse ist es wohl möglich, diesem Uebelstande eines Bauplazes durch Ausgraben des sumpfigen Bodens und Ausfüllen desselben mit einer trocknen Isolirschiicht von trockenem Flußsand u. theilweise abzuhefen; aber bei einer einigermaßen größeren Ausdehnung des sumpfigen Terrains sollte eine solche Gegend immer als Baustätte menschlicher Wohnungen aufgegeben oder vermieden werden.

Das geeignetste Füllmaterial für den Baugrund ist trockner, am besten geglätter Sand oder Koaks; hingegen ist es verwerflich, alten Bauschutt hierzu zu verwenden, da dieser häufig feucht und fast immer mit Pilzkeimen und Verwesungsstoffen behaftet ist, und man sich bei ihnen stets der Gefahr aussetzt, den Hausschwamm gleich auf das neue Haus zu übertragen.

Auch die Richtung der Gebäude nach der Himmelsgegend ist ein wichtiges Moment. Nach Norden zu belegene Wohnungen bleiben in unserm Klima immer kalt und feucht, da sie der wohlthätigen Strahlen der Sonne entbehren. Für die Hauptfronten empfiehlt sich daher die Richtung nach Osten oder nach Westen, und hauptsächlich die Südseite. Bei Neuanlagen müßte entschieden mehr auf diesen Umstand Bedacht genommen werden.

Noch wichtiger aber ist die Höhe der Gebäude im Verhältniß zur Weite der Straße. In größeren Orten sind die Häuser meist zu hoch zur Straßenbreite. Es wird dadurch den unteren Geschossen das Licht und die Wärme genommen und der Luftwechsel behindert, so daß sich eine lokale Atmosphäre bildet, welche stets mit Verunreinigungen geschwängert ist, die die Gesundheit der Bewohner schädigen müssen. An einer auf beiden Seiten bebauten Straße dürfte die Höhe der Häuser nicht mehr als die halbe Breite der Straße betragen. Ueberhaupt können nur unter ganz besonders günstigen Umständen höher als drei Stock hoch belegene Wohnungen ohne Nachtheile für die Bewohner bleiben.

Auch die Wahl des Baumaterials ist für die Gesundheit der menschlichen Wohnungen von Wichtigkeit. Frisch gebrochne Kalksteine sogleich zu verwenden, ist verwerflich, da sie, so ver-

wendet, nie die Eigenschaft verlieren, Feuchtigkeit anzuziehen und zurückzuhalten. Auch Sandsteine geben fast stets den Wohnungen etwas Feuchtes. Man kann sich davon in Dresden, wo solche Sandsteine zum Bauen benutzt worden sind, leicht überzeugen. Aus demselben Grunde sind vollständig hölzerne Häuser und solche mit Lehmwänden ohne Cementbezug eigentlich nicht zum Wohnen geeignet, obschon sie noch häufig auf dem Lande anzutreffen sind.

In Städten baut man jetzt meist mit gebrannten Ziegeln, einem an sich ganz guten Baumaterial. Nur begeht man hier häufig den Fehler, daß man zu sparsam mit dem Baumaterial ist und daß man die neugebauten Häuser zu früh bezieht. Der Mörtel, mit dem die Ziegeln verbunden werden, trocknet nämlich nur in dem Verhältniß aus, als er sich chemisch verändert, d. h. durch Aufnahme von Kohlensäure aus der Luft in kohlensauren Kalk umgewandelt wird. Je reichlicher nun ein Gebäude von trockner, warmer Luft durchströmt wird, um so schneller wird dieser Vorgang beendet sein, desto eher wird es mit Putz beworfen und bezogen werden können. In eng gebauten, der austrocknenden Wirkung der Sonne und der Winde wenig zugänglichen Stadttheilen kann dieser Prozeß nur sehr langsam vor sich gehen. Wird aber ein solches Haus bezogen, ehe es ganz ausgetrocknet ist, so tritt dann eine vollständige Austrocknung, zumal wenn es auf einem feuchten Grund gebaut ist, oft gar nicht ein. Durch die Ausdünstungen der gewöhnlich sehr zahlreichen Bewohner tränken sich die Wände dieser der Luft wenig zugänglichen Wohnungen schon wieder von außen mit Feuchtigkeit, ehe noch der innere Theil getrocknet ist. Dadurch wird der Luftaustausch durch das Mauerwerk vollständig verhindert. Die Luft dieser Wohnungen ist daher immer eine feuchte, die Schimmelbildung und Moderwucherung, der Schwamm und das Faulen des Holzes geben sich dem Eintretenden sofort schon durch den dumpfigen Geruch zu erkennen. Solche Wohnungen sind ungewisselhaft ungesund. Außer skrophulöser und scorbutischer Blutentmischung entstehen auch Reizungen der Brustorgane, Brustbeklemmungen, Ohnmachten und Schwindelzufälle. Wie die Menschen, leiden natürlich auch die eingeführten Möbel und Sachen und werden durch die fortwährende Feuchtigkeit verdorben. (Fortsetzung folgt.)

Vision.

Im Abendgrau'n an des Palastes Pforte
Steht, um ein Obdach bittend, die Idee,
Und sicher scheint es ihr an solchem Orte;
Ihr Kleid ist weiß und makellos wie Schnee,
Und tiefer rührt, als ihre schönen Worte,
Um ihren schönen Mund ein Zug von Weh —
Und so, mit auf der Brust gekreuzten Armen
Und feuchten Augen, steht sie um Erbarmen.

Da naht mit weinunnebeltem Gehirn
Der Herr des Hauses, streng und würdevoll;
Er schilt die Fremde eine löse Dirne,
Er hebt die Faust zum Schlag in finstern Groll.
Wie auf der glatten, furchenreichen Stirne
Des Jornes böse, steile Ader schwoll,
Wie in die Schläfe schoß des Blutes Welle!
Er weist gebietend sie von seiner Schwelle.

Sie hat von ihm und seinem rohen Janten
Mit müdem Blick sich trauernd abgewandt —
Sie legt in tiefen, schmerzlichen Gedanken
Auf ihre reine Stirn die schlanke Hand;
Wund ist ihr Fuß und ihre Kniee wanken —
Und dennoch schreitet sie hinaus in's Land,
Um ungebeugt, in rührendem Vertrauen,
Nach Schutz und Obdach weiter auszuschauen.

In niedrer Hütte heißt man froh erschrocken
Willkommen sie als einen lieben Gast,
Und glättet ihr mit schüchternem Frohlocken
Den groben Psühl für eine lange Rast;
Sie schlummert bis zum Hall der Morgenglocken
Biel süßer als auf Daunnen im Palast,
Und sie gelobt sich selbst in ernstem Schweigen,
Zum armen Manne nun hinabzusteigen.

Und als das Spiel der irren Morgenlichter
Durch Weingerant und blinde Scheiben brach,
Da bot ein Bild, wie es im Traum ein Dichter
Zuweilen schaut, das ärmliche Gemach.
Im Kreis verhärmter, bleicher Angesichter,
Aus denen Hunger, Noth und Sorge sprach,
Stand schlank und stolz, mit rosig frischen Wangen,
Die fremde Maid in ihrer Schönheit Prangen.

Es war ein seltsam sonnenhaftes Leuchten,
Es war ein Glühen, still und wunderbar,
In diesem schönen, dunkelblauen, feuchten,
In diesem großen, tiefen Augenpaar,
Deß' Blitze sieghaft Alles von ihr scheuchten,
Was menschlich-edel nicht und schlicht und wahr,
Und das ein Bürge war der großen Wendung,
Die angebahnt durch sie und ihre Sendung.

Sie sprach in weichen, klagenden Accenten
Von der Enterbten und Verstorbenen Noth,
Und daß kein Gott vom Himmel werde senden
Ein Engelheer, von heil'gem Born durchloht,
Um allen Jammer, alle Qual zu enden
Durch seiner Allmacht zwingendes Gebot,
Daß sich das Volk erheben muß zur Fehde
Aus eigener Kraft — so schloß sie ihre Rede.

Wie haben die verkümmerten Gestalten,
Die von der Mühsal lange schon erschlaft,
Und deren Stirnen tief gefurcht von Falten,
Zu kühler Haltung mächtig sich gestrafft!
Wie sich die Häute unwillkürlich ballten
Dem Knaben selbst in heißer Leidenschaft,
Und wie, im Bann des Zaubers, die Veräuschten
In athemlosem, tiefem Schweigen lauschten!

Und als sie scheidend Jedem in der Runde,
Der willig mit ihr theilte Salz und Brot,
Mit leisem Lächeln auf dem schönen Munde
Die weiße Rechte schlicht und herzlich bot,
Da gab ein trampfhaft-fester Druck ihr Kunde
Von einer Treue bis in Kampf und Tod,
Ob auch kein Wort zu schildern sich bemühte,
Was dieser Menschen tiefstes Sein durchglühete.

Durch Frost und Glut, durch Schnee und Sturm und Regen,
Trug sie fortan der nimmer-müde Fuß;
In jeder Hütte kam man ihr entgegen
Mit echter Treue kühnlich-frohem Gruß;
Sie hatte oft die weiße Hand zu legen
In eine harte Faust, geschwärtzt von Ruß,
Und aus den Herzen, schlicht und unverdorben,
Hat sie ein Heer sich mächtig angeworben.

Von Macht und List, die wider sie im Bunde,
Ward sie verkehmt, geächtet und gehegt,
Wie einem Reh von einer Meute Hunde
Ward knirschend ihr und rastlos nachgesetzt —
Doch nimmer kam die dunkelbange Stunde,
Da ihre Hier an ihrem Blut sich legt,
Und nimmer ward der Preis der Jagd gewonnen,
Denn ihren Häschern ist sie stets entronnen.

Es war, als hülle plötzlich sich die Flinkte
In höchster Noth in grauen Nebeldunst,
Als ob sie spottend den Verfolgern winke,
Eh' raschen Sprungs sie übersiegt die Klust,
Als ob sie in der Erde Schoß versinke,
Und wieder dann, als könne in der Luft
Wie ein Phantom der Dämmerung sie zerrinnen —
Um bald Gestalt auf's neue zu gewinnen.

Und als genug erstarrt am Widerstreben
Der Feinde und Verfolger ihre Macht,
Da hat sie bleich und düster ausgegeben,
Doch kalt-entschlossen, den Befehl zur Schlacht.
Ihr purpurrothes Banner ließ erheben
An hundert Orten sie in einer Nacht,
Von allen Bergen loderten die Flammen
Und jubelnd strömte rasch ihr Heer zusammen.

Es wurden Heere wider sie gesendet,
Doch keines hielt dem wilden Anprall Stand,
Sie haben sich, erschreckt, verwirrt, geblendet,
Nach kurzem Ringen sah zur Flucht gewandt.
Es war die Schlacht, begonnen taum, beendet
Und lau und schwächlich war der Widerstand
Bei denen selbst, die einst aus heißen Schlachten
Des Feindes Fahnen ihrem Herrscher brachten.

Was haßt's, zusammen voller Haß zu raffen
Die Bataillone, die man streng gedreht?
Sie warfen murrend von sich ihre Waffen,
Wenn sie sich sah'n auf blutigem Gefeld.
Von allen Kanzeln predigten die Pfaffen,
Wie Luther einst, fanatisch, hart und wild —
Doch eitle Mühe war ihr hekend Schüren —
Sie sahen Niemand einen Finger rühren.

Camille Desmoulins (spr. Kamill Dähmulsäng), dessen Portrait wir Seite 205 bringen, wurde im Jahre 1762 zu Guise in der Picardie geboren; er widmete sich der Rechtswissenschaft, und ging nach Paris, wo er Advokat wurde. Die Vorereignisse der Revolution setzten den Feuerkopf vollends in Flammen. Nach dem Zusammentritt der Generalstände war er einer der Ersten, die begriffen, daß das Königthum sich nicht gutwillig in die neue Ordnung der Dinge fügen würde, und als Anfang Juli die Hespertei einen Staatsstreich gegen die, inzwischen zur Nationalversammlung erklärte Volksvertretung in Scene setzen wollte, da war es Camille Desmoulins, der das Volk zu den Waffen rief. Staatsstreich gegen Staatsstreich. Der Staatsstreich von unten gegen den Staatsstreich von oben. Die Bastille wurde gestürmt — das war die Antwort des Volks. Was der 14. Juli begonnen, das vollendete der 5. Oktober, welcher die Macht der Monarchie vollends brach. Des Worts war Camille nicht mächtig — er stotterte —, desto besser handhabte er die Feder: seine „*Revolutionen von Frankreich und Brabant*“, in denen er allwöchentlich die Tagesereignisse besprach, wurden bald neben dem „*Journal Brudhomme's*“, redigirt von dem genialen, leider zu früh verstorbenen Loustalot, das einflußreichste Blatt der Revolution. In deren späteren Phasen erlangten nur noch zwei Blätter: Marat's „*Volksfreund*“ und Hebert's „*Père Duchesne*“ einen ähnlichen

Es brach das Heer sich siegend eine Gasse,
Zu Tausenden von denen selbst geschwellt,
Die, aufgeregt zu blindem Bruderhaffe,
Sich feindlich erst entgegen ihm gestellt,
Und immer vorwärts hat die schöne, blasse
Gepanzerte ihr schlichtes, rauhes Zelt
In raschem, kühnem Siegesflug getragen,
Und es des Nachts auf Trümmern aufgeschlagen.

Im Abendgrau'n vor des Palastes Thoren
Hält hoch auf schwarzem Rosse die Idee,
In tiefes ernstes Sinnen ganz verloren,
Um ihre Lippen einen Zug von Weh;
Nun löst sie ein, was einstmal's sie geschworen,
Doch eine Löwin ist sie jetzt, kein Reh,
Und trozig-fest, gerüstet zum Gefechte
Umspannt den Knauf des Schwertes ihre Rechte.

Ob des Palastes stolzer Herr erschlagen,
Ob er entflohen ist — sie weiß es nicht;
Sie sieht die Flammen aus den Fenstern schlagen
Und weithin werfen düsterrothes Licht,
Sie sieht an Thürmen sie und Erkern nagen,
Bis all die Pracht in sich zusammenbricht;
Weit über's Land hin jagt der Wind die Funken
Und ihre Treuen jauchzen rache-trunken.

Sie aber murmelte, halb abgewendet,
Mit feuchten Augen, als die Menge schwieg:
„Ihr habt's gewollt! Ich ward zu euch gesendet
Als Friedensbote, doch ihr wolltet Krieg.
Was zwingt ihr mich, von eurem Trog verblendet,
Zu so verhasstem, greuelvollem Sieg?
Versöhnung war und Friede all mein Trachten —
Was zwingt ihr mich zum Würfelspiel der Schlachten?“

Ihr habt's gewollt! In eurer Hand gehalten
Habt die Entscheidung ihr und habt gewählt.
Ich wollte gütig, weiße bei euch walten —
Was habt ihr mich zur Kämpferin gestählt?
Es galt, bewußt zu brechen mit dem Alten
Und gläubig hatte ich auf euch gezählt,
Da euch schon längst von eurer Dichter Zungen
Die Lehre echten Menschenthums erklungen.

Ich wollte nicht verheeren und vernichten —
Es war zum Kampfe nicht mein Arm gefeit,
Als mir die Sendung ward, fortan zu schlachten
Den großen, alten, ewig regen Streit;
Ihr wolltet nicht vereint mit mir errichten
Den schönen Tempelbau der neuen Zeit —
So muß das Schwert ich statt des Delzweigs schwingen
Und wider euch mein großes Werk vollbringen!“

Es stürzte krachend das Portal zusammen,
Und Schutt und Asche ward das stolze Schloß;
Bestraht vom Widerschein der letzten Flammen,
Lenkt sie zur Seite träumerisch ihr Noß;
Und daß in Thränen ihre Augen schwammen,
Sie barg es schein dem rauhen Kriegertroß
Und gab Befehl mit lässiger Geberde,
Daß aufgebrochen ohne Säumen werde.

B., im April 1876.

B. A. P.

Einfluß. Wie unseren Lesern bekannt, schloß Desmoulins sich Danton an und theilte dessen Schicksal. Die unkluge Hestigkeit, mit der er zu Anfang 1794 in seinem neubegründeten Journal: „*Der alte Cordelier*“, für eine Politik der „*Mäßigung*“ eintrat, führte ihn vor das Revolutionstribunal. Dort um sein Alter befragt, antwortete er: „*Ich bin so alt wie der Sanktlotte Jesus Christus, als er starb.*“ Am 5. April 1794 fiel das, in den Stürmen der Revolution ergraunte Haupt des jungen, geistvollen, aber von zu weichem, lockeren Stoff geformten Ex-Liebhäbers und Lieblings der Revolution. Man lebte damals rasch und stark leicht.

Menschen- und Gorilla-Gerippe. (Siehe Seite 204.) Ein Blick zeigt die Verwandtschaft; schade, daß nicht noch als dritte Figur das Gerippe eines der niederen Affen neben das des Gorilla gezeichnet ist, es wäre dann ad oculos (in die Augen springend) demonstrirt, wie richtig der Ausspruch des großen englischen Anatomen und Physiologen Huxley ist: „*Die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Chimpanze (als den beiden höchstorganisirten und menschenähnlichsten Affenarten) scheiden, sind nicht so groß, als die, welche den Gorilla von den niederen Affen trennen.*“